

# Im Herzen des Konflikts

**DOKUMENTATION** Ein palästinensischer Junge wird von israelischen Soldaten erschossen. Der Vater stimmt einer Organspende zu. Der Tübinger Filmemacher Marcus Vetter hat die betroffenen Familien begleitet

Von Rüdiger Sinn

Dschenin im Westjordanland 2005: In der von Israel als Hochburg des Terrors eingestuft Stadt spielt der 12-jährige Achmed Khatib mit einem Spielzeuggewehr. Israelische Soldaten fühlen sich bedroht und schießen. Der verletzte Junge wird in ein israelisches Krankenhaus gebracht, aber er ist nicht zu retten. Noch in der Stunde der Trauer willigt der Vater ein, dass mit den Organen das Leben anderer Kinder gerettet werden soll – das Leben israelischer Kinder.

Das israelische Fernsehen berichtet ausführlich über den Fall. Auch die Eltern der Kinder werden befragt: „Wie finden Sie es, dass die Organe für Ihr Kind von einem palästinensischen Jungen stammen?“, fragt ein Journalist, und der orthodoxe Jude Jakob Levinson, dessen Tochter soeben die Organspende erhalten hat, antwortet mit den Worten: „Mir wäre es lieber, wenn das Organ von einem jüdischen Kind kommen würde.“ Die religiöse Zugehörigkeit wird zum Streitfall über Leben und Tod und zeigt, wie verkrustet die Beziehungen zwischen den Kulturen sind. Levinsons Aussage löste damals eine heftige Diskussion in Israel aus.

Ein junger israelischer Filmemacher, Leon Geller, filmt aber die Vorbereitungen für die Transplantation. Die Unsicherheit des Vaters Ismail, die fragenden Blicke der Angehörigen, die anschließende Pressekonferenz, zu der Hunderte Journalisten kommen, werden dokumentiert. Dann schaltet sich eine Produktionsfirma aus Berlin ein, sie möchte, dass Marcus Vetter als Co-Regisseur auftritt. Der Tübinger Filmemacher fängt sofort Feuer: „Mich hat die Geschichte interessiert und auch die Zusammenarbeit mit dem israelischen Regisseur“, erzählt er. Zwei Jahre nach dem Tod des Jungen macht sich Vater Ismail von Dschenin aus auf die Reise durch Israel. Begleitet von seinem Cousin Mustafa möchte er die Kinder treffen, die nun die Organe seines Sohnes in sich tragen. Es wird eine lange und aufwühlende Reise. Und Marcus Vetter ist von diesem Zeitpunkt an mit der Kamera dabei.

Das Team um Vetter dreht in der Wüste Negev im Süden Israels bei einer Beduinenfamilie, sie begleitet Ismail Khatib bei dem Besuch des drusischen Mädchens, das das Herz des kleinen Achmed in sich trägt. Und sie besuchen die orthodoxe jüdische Familie Levinson, Jakob Levinson, der sich für



Nah dran: Marcus Vetter auf seiner Reise durch Israel.

FOTO: ZIAD BAKRI

seine Tochter das Organ eines jüdischen Kinds gewünscht hatte. Als „die Schlüsselszene des Films“ beschreibt Vetter die Sequenz, die er selbst nur von außen über eine Videobrille mitverfolgte. Das fast peinliche Aufeinandertreffen zeigt die Macht der Vorurteile. Die Entschuldigung des Juden Jakob Levinson ist aber auch Indiz dafür, dass Vorurteile abgebaut werden können.

„Heart of Jenin“ hat mehrere Auszeichnungen erhalten. Auf der Berlinale ist der Film für den „Cinema for Peace Award“ in der Kategorie „Bester Dokumentarfilm“ nominiert. Doch für Marcus Vetter ist jenes Projekt wichtiger, das sich aus dem Film entwickelt hat: „Cinema Jenin“, ein Kino für Dschenin. „Am Tag, als ich die Rohfassung von ‚Heart of Jenin‘ den Protagonisten gezeigt habe, sind wir an dem einzigen Kino in Dschenin vorbeigekommen“, erinnert er sich. „Ich habe sofort gespürt: Hier muss ich etwas machen.“ Seit der Intifada 1987 wurde das Kino nicht mehr betrieben. Vetter machte sich auf, das Kino zu renovieren. Mit Freunden und Helfern aus Deutschland und in Dschenin wurde ein Verein gegründet und ein Konzept erstellt. Im Frühjahr 2010 sollen die ersten Filme über die Leinwand in der 50 000-Einwohner-Stadt Dschenin flimmern, ein Filmfestival für die feierliche Eröffnung ist geplant.

„Als Dokumentarfilmer gehe ich in ein Land und die Leute geben mir unglaublich viel, sie erzählen Geschichten, sie öffnen ihr Herz. Ich gebe ihnen zwar einen Film zurück, aber ich glaube nicht, dass das so eine Kraft hat, vor Ort auf Dauer etwas zu verändern.“

Marcus Vetter fühlt sich nicht als Friedensbotschafter, vielmehr geht er an die Sache, als gehöre es zur guten Kinderstube, sich bei den Menschen zu bedanken. Bedanken mit einem Kino, das der Besitzer dem Verein für die nächsten Jahre zur Verfügung stellt, um „den Film zurück nach Dschenin zu bringen“. Er sagt es mit Nachdruck. Für ihn ist es das beste Mittel, Kulturen zusammenzubringen, um Vorurteile abzubauen und Frieden zu stiften. Vetter spricht von hochwertigen Filmen, nicht von Bollywood-Produktionen, Dokumentarfilmen, Filmen mit Mehrwert. „Vielleicht“, sagt er, „kann aus dem Kino ein Friedenszentrum werden und vielleicht kann sich eine Filmschule, in der Filmemacher aus aller Welt arbeiten, etablieren.“

Für das Projekt laufen bei Vetter die Verbindungen zusammen. Sein Handy klingelt an diesem Vormittag fast unentwegt. Nebenher schreibt er E-Mails und koordiniert Termine. Sein palästinensischer Freund Fakhri, der Übersetzer bei den Dreharbeiten, ist in Dsche-

nin. Er hält Kontakt zu den Handwerkern, die das Kino von Dreck befreien und Renovierungsarbeiten übernehmen. Ismail Khatib, der leise Held des Films, steckt seine Motivation in das Projekt: „Das Kino ist ein Vermächtnis für meinen toten Sohn Achmed.“

Vetters Nächte sind kurz, er verfolgt seine Arbeit mit einer Energie und Leidenschaft, die man wohl braucht, um ein solches Projekt zu stemmen. „Es ist aber fast zu viel“, sagt er. Der 41-jährige ist erst vor zwei Tagen wieder aus Dschenin nach Deutschland zurückgekehrt. Nur fünf Tage bleiben ihm, um wichtige Dinge zu organisieren. Die Zeitnot strengt ihn an, aber er hat keine Wahl. Der nächste Auftrag wartet schon: In drei Tagen fliegt er nach Haiti und von dort aus in sechs weitere Länder, um einen Dokumentarfilm zum Thema Hunger zu drehen. Ungünstig liege der Termin, aber er muss den Film machen. Für seine neue Leidenschaft, das Cinema Jenin, hat er privat Geld in das Projekt gesteckt.

In wenigen Tagen kehrt Vetter kurz zurück nach Deutschland, zur Berlinale. „Die Nominierung ist eine große Chance, das Projekt ‚Cinema Jenin‘ zu bewerben“, sagt er. „Uns fehlen noch 600 000 Euro, um das Kino zu betreiben.“ Bis April ist der Terminkalender voll: Dann läuft „Heart of Jenin“ in den deutschen Kinos an.

## Die Wirklichkeit sucht das Weite

**ERNST WILHELM NAY** Die Frankfurter Schirn inszeniert den abstrakten Künstler als Opfer des Kulturkampfes

Von Wolf Schön

Eine Bilderschau mit abstrakten Kompositionen: Die flachen farbigen Formen sind wie mit der Schere ausgeschnitten. Es entstehen Ornamente und Muster, die sich vor weißem Hintergrund aus schmalen Ellipsen, Spindeln, Ovalen, Ketten und gezackten Kanten entwickeln. Die Farben sind kühl, emotionslos dünn auf die Leinwand gestrichen – anstelle von Wärme und Temperament lassen Blaugrün, blasses Lila und fahles Zitronengelb das Auge ein wenig frösteln. Das spröde Spätwerk Ernst Wilhelm Nays wird zusammengetragen, weil es von Museen und Sammlern angeblich zu Unrecht missachtet wird.

Die Frage nach dem Warum darf die Frankfurter Schirn-Kunsthalle auch deshalb stellen, weil das freie Spiel von Farben und Formen derzeit als angesagte Ausstattung in trendbewussten Interieurs dient. Abstraktion, einst rotes Tuch für die Traditionalisten und Verlust-der-Mitte-Geschädigten während der pubertären Adoleszenz des Genres, ist heute pure Wellness-Kunst: Der stressgeplagte Kulturkonsument darf sich fernab erkennbarer Realität problemfrei erholen und nach kultivierter Entspannung verlangen. So dürften die coolen hypertoniendämpfenden Nay-Tableaus im wandfüllenden Großformat eigentlich willkommen sein.

Doch schon am Anfang des Ehrenrettungsversuchs bricht die Zeitgeschichte in die unspektakuläre Idylle ein und macht aus dem unverständigen Künstler ein bedauernswertes Opfer kulturrevolutionärer Machenschaften. Rekonstruiert wird nämlich Nays triumphaler Auftritt während der Documenta III, der den Untergang des Erfolgsmalers einleitete. So wie sie der Documenta-Vater Arnold Bode

1964 als barocke Apotheosen in den Himmel gehoben hatte, schweben die drei riesigen Scheiben- und Augenbilder noch einmal unter der Decke. Die Inszenierung des Heiligtums im Farbenrausch strahlender Augen und rotierender Sonnen, die die Tristesse nach dem verlorenen Krieg so fröhlich und unbeschwert überstrahlten, entsprach der Karriere des Wahlkölners, der sich 1951 mitten in der rheinischen Republik niedergelassen hatte.

Nays weltöffnender, großzügig vortragender Optimismus, so gar nicht in Einklang zu bringen mit der angeleglichen Müffigkeit und Verklammertheit der Adenauer-Restauration, hatte die passende Begleitmusik zum Aufbruch aus den Trümmern des Hitlerreichs geliefert. Der dionysische Farbenmagier stieg zu einem Idol der Wirtschaftswunderzeit auf, sein Ruhm reichte bis nach Amerika. Begriffen wurde sein schlackenloser Kolorismus als Hymnus auf die wiedergefundene Freiheit. Von Verständigungsproblemen war nichts bekannt: Die ungegenständliche Moderne galt als Weltsprache der Kunst, die keine kulturellen Grenzen mehr kannte.

Noch während der Documenta musste sich der Schöpfer der reich orchestrierten Farbsinfonien eine Kritikerkampagne gefallen lassen, von der er sich nicht mehr erholte. Nay und seine Generation gerieten unter Generalverdacht, die Vergangenheit verdrängt und die Schuldfrage nicht gestellt zu haben. Von jetzt auf gleich war aus dem betörenden Koloristen, der nach eigenen Worten durch die Farbe dachte, ein seichter und unverbindlicher Dekorateur geworden. Bußgänger und Trauerarbeiter eroberten die Szene, es schlug die Stunde des Joseph Beuys, und für weitere Irritationen sorgte der Siegeszug der amerikanischen Pop-Art.

In der verbliebenen Lebenszeit bis zum Tod im Schicksalsjahr 1968 sind die dreißig in Frankfurt gezeigten Gemälde entstanden: erstarrte Abgesänge des entronnenen Herrschers über einen leidenschaftlich bewegten Kosmos. Die Klage darüber, dass sie nicht im Zentrum des Interesses stehen, führt in die Irre. Von einem abgeschalteten Kraftwerk ist keine Hochspannung zu erwarten. Auch wenn der einflussreiche Theoretiker Max Ihmahl, seinerzeit Mitglied des Documenta-Rats, die Losung ausgab: „Nays Bilder sind immer anders und doch immer gleich.“

Die Ausstellung ist bis 26.4. geöffnet. Internet: [www.schirn-kunsthalle.de](http://www.schirn-kunsthalle.de)



Rot und wild: Nays Documenta-Bild A von 1964. FOTO: E. NAY-SCHEIBLER

## KULTURKULISSE

### AUSSTELLUNG

**Stuttgart, Kunstmuseum:** Drei. Das Triptychon in der Moderne

Aller guten Dinge sind drei: Das Triptychon, in der mittelalterlichen Kunst als Altar- und Andachtsbild von zentraler Bedeutung, erfuhr mit dem Beginn der Moderne eine erstaunliche Wiederbelebung. Der Pathosgehalt des dreiteiligen Bildformats faszinierte Klassiker wie Otto Dix, Max Beckmann und Francis Bacon, die sich mit Tragödien und Passionen auseinandersetzten. Auch zahlreiche zeitgenössische Maler, darunter Gerhard Richter, Jonathan Meese und Damien Hirst, wählen in der großen Sonderschau den bildnerischen Dreiklang mit seinen überraschenden Kombinationsmöglichkeiten. (bis 14.6.) \*\*\*\*\*

**Chemnitz, Kunstsammlungen:** Künstlerplakate der DDR

Big Brother hatte seine Augen nicht überall: Trotz aller kulturpolitischen Einschränkungen und Repressalien in der „geschlossenen Gesellschaft“ DDR war eine reiche und differenzierte Vielfalt künstlerischer Äußerungen möglich. Dies beweisen rund 100 Künstlerplakate vor allem aus den Kunstzentren Berlin, Dresden, Leipzig, Halle und Chemnitz, der ehemaligen Karl-Marx-Stadt, die von so unangepassten Künstlern wie Gerhard Altenbourg, Carl Friedrich Claus oder Max Uhlig zu eigenen Ausstellungen in Museen und Galerien gestaltet wurden. (bis 15.3.) \*\*\*\*\*

### Vreden, Hamaland-Museum:

**Wie man sich bettet, so liegt man**

Man liegt, wie man sich bettet, und das nicht zu knapp: Rund ein Drittel seines Lebens verbringt der Mensch im Bett. Dieser Ort ist intimes, privates Rückzugsgebiet, was aber erst seit der bürgerlichen Moderne mit ihrem gehobenen Lebensstandard gilt. Gemeinschaftslager und die Liegestatt bei Mahlzeiten und Konferenzen kannten nicht nur die Römer. Herrscher empfangen Besucher im Schlafzimmer, Ludwig XIV. machte das Prunkbett sogar zum politischen Zentrum von Versailles – Aspekte der kulturgeschichtlichen Schau, die nicht nur der Erholung dient. (bis 15.3.) \*\*\*\*\*

### MUSIK

#### Frankfurt, Opernhaus:

**„Arabella“ von Richard Strauss**

Das Stück von der Familie Waldner, die aus Geldnot intrigiert, passt nicht schlecht in die Frankfurter Gegenwart. Herbert Murauers lichter Bühnenkasten gewährt rasche Blicke in vermutete Foyers und schäbige Hotelzimmer: Christof Loys Inszenierung vermeidet nostalgischen Bühnenrealismus und führt kühl sezierend einen „Fall“ vor. Anne Schwa-



newilms (Arabella) und Britta Stallmeister (Zdenka) erweisen sich stimmlich als Schwestern mit Temperament und Gefühl. Der neue GMD Sebastian Weigle folgt dem Parlando der überreifen Strauss-Musik und lässt auch feine Nuancen ausspielen. \*\*\*\*\*

#### Essen, Aalto-Theater:

**„Fürst Igor“ von Alexander Borodin**

Der Dirigent Noam Zur lässt die kräftigen Farben der mehrfach nachgebesserten Partitur so deutlich hervorheben wie die Sentimentalitäten. Danielle Halbwachs steht die Rolle der Fürstin Jaroslawnja achtbar durch. Almas Svilpa tönt sonor in der Titelpartie. Er wird als Warlord in der Zeit der Tschetschenienkriege gezeigt. Mit Schnellfeuergewehren brechen er und seine Männer zum Kampf fürs einige Russland gegen „heidnische Horden“ aus dem Osten auf – eingerahmt von mittelalterlichen Palisaden. Es schneit. Und wenn die Barbaren mit Kamelen vorrücken, bringt auch das kein Operngefühl, sondern nur Inszenierungskauderwelsch. \*\*\*\*\*

### SCHAUSPIEL

#### Basel, Stadttheater:

**„Taking Care of Baby“ von Dennis Kelly**

Zwei Kleinkinder sind auf rätselhaft Weise gestorben, ihre Mutter ist im Gefängnis. War sie die Täterin? Dem britischen Autor geht es jedoch nicht um Aufklärung des authentischen Falls. Er dient ihm, die verschiedenen Formen von Wahrheit zu zeigen, die für jeden, interessengeleitet, eine andere ist. Er montiert Monologe und Interviews und hält den Zuschauer immer in Zweifel. Cora Thun inszeniert die deutsche Erstausführung des interessant schillernden Stücks mit vorzüglichen Darstellern eindrucklich. \*\*\*\*\*

### Osnabrück, Städtische Bühnen:

#### „Der Kopf des Biographen“ von Rebekka Kricheldorf

Victor, mit dem Gerichtsvollzieher längst auf Du und Du, hat endlich einen Auftrag für eine Biografie eines Physik-Nobelpreisträgers. Der aber hat alle privaten Aufzeichnungen verbrannt. Victor recherchiert und spekuliert, stellt endlich die These auf, der Physiker habe bei einer Kollegin abgeschrieben, die sich am Tag nach der Nobelpreisverleihung



das Leben nahm. Das Buch macht Furore. Die witzige Wissenschaftssatire überzeugt mehr als die Uraufführung, die an allzu äußerlich agierenden Darstellern leidet. \*\*\*\*\*

#### Berlin, Maxim Gorki Theater:

**„Rummelplatz“ von Werner Bräunig**

Der 2007 über vierzig Jahre nach dem frühen Tod des Autors erstveröffentlichte Roman spielt zwischen 1949 und 1953 im Sperrgebiet des Uranbergbaus in der DDR. In die Aufbruchhoffnung nach dem Krieg mischt sich bereits viel Skepsis und Enttäuschung. Armin Petras' Bühnenadaption nahm der Vorlage das Sperrige und gab ihr eine schöne Leichtigkeit, verharmlöst sie aber auch durch Musiknummern und Kabarettenszenen. So schwankt seine Inszenierung zwischen starken Momenten, Pathos und Albernheiten. \*\*\*\*\*

## CD-TIPP



### Zauberkreis der Nacht

„Je öfter ich die Werke gesungen habe“, sagt Renée Fleming in einem Interview über ihre Interpretation der „Vier letzten Lieder“ von Richard Strauss, „umso tiefer wurde mein Verständnis für den Text.“ Es ist in der Tat betörend schön, wie sie auf die feinste Nuance achtet, wie sie ihrer samtigen Stimme Bedeutungsnuancen abgewinnt, wie sie in Hermann Hesses „Beim Schlafengehen“ den „Zauberkreis der Nacht“ heraufbeschwört. Renée Fleming verströmt sich in dieser von Nostalgie durchwirkten Musik von herber Schönheit, wenn sie ihre endlosen Melodiebögen spannt, um dann in Joseph von Eichendorffs „Im Abendrot“, dem letzten der „letzten Lieder“, die bange Frage „Ist dies etwa der Tod?“ mit fahler Stimme zu singen. Hier – wie auch in vier weiteren Orchesterliedern und Arien aus „Ariadne auf Naxos“ und „Die ägyptische Helena“ – sorgen Christian Thielemann und seine Münchener Philharmoniker dafür, dass orchestraler Wohlklang immer auch mit Ausdruckstiefe verbunden ist. JG

Renée Fleming: Vier letzte Lieder. Decca.

### Stars im Sternennetz

Kaum zu glauben, dass Keith Jarrett, Gary Peacock und Jack De Johnette schon seit 25 Jahren miteinander ein hoch gerühmtes Trio bilden. 1983 widmeten sie sich erstmals Jazzstandards. „Yesterdays“ mit Hardbop-Kompositionen Charlie Parkers und Horace Silvers, Dizzy Gillespies,

Harold Arlen und Jerome Kerns ist nun der dritte Teil eines Japankonzerts aus dem Jahr 2001, das für dieses Trio unüberhörbar ein galaktisches war. Außergewöhnlich intelligent kommen die Balladen und die Up-tempo-Nummern daher, die drei sind glänzend aufgelegt und eingespielt. Auch abseits der Bühne. Denn dieses Album schließt mit einer Aufnahme von „Stella by Starlight“, mitgeschnitten während eines Soundchecks. aky

Keith Jarrett, Gary Peacock, Jack De Johnette: Yesterdays. ECM.

### Bis die Saiten reißen

Gegen die Tendenz der „Verjazzung“ von Klassik setzt das Wiener Radio String Quartet um den Violinisten und Arrangeur Bernie Mallingher deren Umkehrung, Verbeugten sie sich auf ihrer letzten Einspielung vor der Jazzrockformation Mahavishnu Orchestra, so auf „Radiotree“ vor Joe Zawinul, dem 2007 verstorbenen Jazzpianisten. Gleich drei seiner Kompositionen hat sich das Streichquartett ausgesucht, darunter auch „In a Silent Way“, einer der bekanntesten Tracks des modernen Jazz, um eigene, aufregende Neudeutungen abzuliefern. Mit dem Akkordeonisten und Bandleader Klaus Paier haben sie einen gleich gesinnten, klugen Musiker gefunden, der an Astor Piazzolla erinnernde Elemente einbringt. aky

Radio String Quartet Vienna & Klaus Paier: Radiotree. ACT.